

Eine freie Entscheidung?

PETER HEUSSER/ BJÖRN RIGGENBACH (Hg.): **Sterbebegleitung – Sterbehilfe – Euthanasie.** Die aktuelle Problematik aus anthroposophisch-medizinischer Sicht. Verlag Paul Haupt, Bern, Stuttgart, Wien 2003. 190 Seiten. 29,90 EUR.

Gewiss, über Geschmack lässt sich streiten, aber ich muss gestehen, dass ich das Buch wegen seiner Titelgestaltung nicht gerne in die Hand nehmen mochte; mit einem solchen »verkitschten« Christusbild, wie es hier in die Bildmontage einbezogen wurde, kann ich wenig anfangen. Es mag wie Mäkelei empfunden werden, wenn ich bei einem dermaßen ernsten Thema zuerst diese Äußerlichkeit erwähne – doch sind wir nicht als ganz normale Alltagsmenschen gerade bei einem Bereich, an den man sich ungern herantastet, auch auf kleine Erleichterungen angewiesen? Hätte ich an dem Symposium zuhörtend teilgenommen, auf das die hier versammelten Texte zurückgehen, wäre die Wirkung fraglos eine andere gewesen. Es fand im Mai 2002 in Bern statt und wurde von der Dozentur für Anthroposophische Medizin der Universität Bern und der Vereinigung anthroposophisch orientierter Ärzte in der Schweiz veranstaltet.

Dennoch bin ich dankbar, dass der Verleger es auf sich genommen hat, die vorgetragenen Worte, meist in überarbeiteter Form, in diesem Buch herauszugeben; so kann man sie in Ruhe, in freier Zeitgestaltung, nachlesen und darüber nachdenken oder gar mit anderen Menschen ins Gespräch kommen. Es ist also ein Sachbuch mit eher trockenem Ton zu erwarten – und doch, im Rückblick, sind mir vor allem die Fallschilderungen in Erinnerung geblieben: Die Autoren verstehen es, bei aller Kürze, lebendige Bilder von Persönlichkeiten, die über die Schwelle des Todes gegangen sind, entstehen zu lassen. »Es gibt keine allgemeingültigen Regeln«, schreibt Gisela Hager, Krankenschwester mit anthroposophischem Hintergrund, »denn jeder Fall ist anders und immer wieder neu, eben individuell.«

Am eindrücklichsten erinnere ich mich nach der Lektüre an Jana, mehr als an einen der alten, manchmal sehr alten Menschen. Jana war neun Jahre alt, als ihre Eltern sie zum Sterben in eine anthroposophische Kinderabteilung gebracht hatten. Auf einmal brachte sie mit Klarheit zum Ausdruck, dass sie sicherlich nie erwachsen werden würde, das gehe aber nicht an, das müsse man doch erlebt haben, bevor man sterbe. Sie vereinbarte mit der Schwester für den nächsten Tag, wie eine Erwachsene zu leben: Sie begann mit einer Tasse Schwarztee am Morgen und lud für den Nachmittag Gäste ein, mit Einladungskarten, feinem Porzellan und Törtchen – und vor allem mit ernsthaften Gesprächen, bei denen sie alle Gäste mit ihrer Reife und dem feinen Humor verwunderte. Drei Tage führte sie dieses Erwachsenen-Ritual durch, wenige Tage später sollte sie sterben (so berichtet Gisela Hager).

Das zieht sich überhaupt wie ein roter Faden durch etliche Fallschilderungen: dass einer der Sterbenskranken noch etwas Bestimmtes erleben, noch etwas zu Ende bringen möchte – und dann, wenn das gelungen ist, »loslassen kann« und stirbt. Dabei denke ich beispielsweise an Herrn S., Anfang 40, der »mit unerträglichen Schmerzen, ikterisch (durch so genannte Gelbsucht verursacht), mit dramatisch schlechten Leberwerten, seelisch völlig depressiv, ohne Lebenswillen, ohne Perspektive« in die Klinik gekommen war. Nach einer Besserung der Situation äußerte er »den Wunsch, mit seiner Ehefrau zusammen Ausfahrten mit dem Rollstuhl zu machen. Sie machen jeden Nachmittag gemeinsame Spaziergänge. Auf diesen Spaziergängen macht er intensive Naturbeobachtungen, fotografiert und führt ein Tagebuch. Kurz vor Rückkehr in die Klinik trinken sie als krönenden Abschluss des Spazierganges jeweils eine Tasse Kaffee in einem örtlichen Café. Diese Spaziergänge, Naturbeobachtungen und das Festhalten für ihn in Photographie sowie das Kaffeetrinken führen dazu, dass er offen, aufgeschlossen und strahlend wirkt. Nach wenigen Wochen wieder im Café: die Kaffeetasse in der Hand, verstirbt er akut.« Silke Helwig, anthroposophische Klinikärztin, berichtet von diesem

Fall unter der Teilüberschrift »Wie weit darf Autonomie führen?« und bemerkt abschließend: »Reaktion der Gesellschaft: Das darf doch nicht sein. Man kann doch nicht so einen Menschen einfach in die Öffentlichkeit lassen. Es ist eine Zumutung. Autonomie? Wie weit? Nur im stillen Kämmerlein?«

Autonomie – das »freie«, selbstbestimmte Handeln des Einzelnen – ist nämlich ein Hauptargument der Befürworter der aktiven Sterbehilfe oder der Tötung auf Verlangen. Der Herausgeber Peter Heusser verdeutlicht an verschiedenen Stellen die Fragwürdigkeit dieses Autonomie-Argumentes: Wer auf der einen Seite mit seinem materialistisch-naturwissenschaftlichen Weltbild Seele und Geist nur als Produkt chemisch-physikalischer Vorgänge begreifen will (wie es neuerdings auch vielfach aufgrund der Hirnforschung vertreten wird), infolgedessen auch nicht an eine Weiterexistenz nach dem Tode glaubt, der kann nicht gerade an dieser Stelle Freiheit des Geistes, Selbstbestimmung des Einzelnen einfordern; er wäre im Widerspruch mit sich selbst. Und: Ein schwer kranker Mensch, der womöglich mit Schmerz mindernden Mitteln behandelt wird, ist oft gar nicht zur klaren Urteilskraft fähig, die für eine autonome Entscheidung Voraussetzung wäre. Die anthroposophische Grundhaltung, wie sie bereits im Vorwort formuliert wird, ist denn auch eindeutig: »Aktive Sterbehilfe oder Euthanasie wird abgelehnt. Für ethisch befriedigende Lösungen dieser Problematik müssen neben umfassenden palliativ-medizinischen Maßnahmen auch religiös-spirituelle Aspekte einbezogen werden, die die Realität des Lebens nach dem Tode mit umfassen.«

In der Praxis ist die Qualität der Palliativ-Maßnahmen und der Sterbegleitung allerdings für den Blickwinkel der Menschenwürde die unverzichtbare tragfähige Basis – sodass sich in einem der Vorträge (Silke Helwig) auch der Satz findet: »Palliativmedizin wirklich umgesetzt erübrigt aktive Sterbehilfe«.

Doch auch der anthroposophische Praktiker kann an seine Grenzen kommen, das zeigt ein weiteres Fallbeispiel von Silke Helwig: Frau L., Anfang 50, hat bereits das Suizidmittel von der

Organisation »Exit« bekommen, erbittet aber von der Ärztin eine Stellungnahme: »Nach einem mehrstündigen Gespräch, etwa vier bis fünf Stunden, stehen unsere Standpunkte deutlich da und auch das beidseitige Bemühen, die jeweilige Haltung des anderen zu respektieren. Hieraus ergibt sich auch die konkrete Bitte meinerseits: Wenn sie sich zu diesem Weg (des Suizids) entschließe«, dann die Bitte, »diesen Schritt nicht bei uns zu tun. Ohnehin ist für diesen Sonntagnachmittag die Ausfahrt mit dem Rollstuhl in die nicht weit gelegene eigene Wohnung geplant. Ich entlasse die Patientin und ihren Lebenspartner zu diesem Ausgang, ohne zu wissen, kehrt sie zurück? – Abends kommen sie zurück, verändert. Sie hat sich entschlossen, den Schritt nicht zu tun. Statt dessen heiratet sie kurze Zeit darauf noch ihren Lebenspartner bei uns in der Klinik. Die Schmerzen werden für sie deutlich erträglicher. Einige Tage nach der Heirat verstirbt sie ruhig und friedlich.«

Für die ernsthafte Beschäftigung mit dem Problemkreis ist dieses Buch eine gute, umfassende Hilfe. Eine Liste von Persönlichkeiten, die wiederholte Erdenleben für möglich halten, und Adressen anthroposophischer Einrichtungen zur Thematik sind nützliche Ergänzungen.

Helge Mücke

Hilfe für die letzte Hülle

SUSAN PORCHET-MUNRO/ VERENA STOLBA/ EVA WALDMANN: **Den letzten Mantel mache ich selbst.** Über die Möglichkeiten und Grenzen von Palliative Care. Schwabe Verlag, Basel 2005. 148 Seiten. 26,50 EUR.

Dies ist ein wunderbares Buch – dem schwierigen Thema angemessen, so sorgfältig und ansprechend gestaltet, wie es heute kaum noch zu finden ist (Lektorat Christina Scherer, Gestaltung Thomas Lutz). Eine »Anleitung zum Gebrauch dieses Buches« kennzeichnet den Aufbau: »Das Buch setzt sich aus drei Hauptebenen zusammen: Wissen (blau), Nachdenken

(braun) und Anpacken (rot)«. Durch die Farbgestaltung kann der Leser jederzeit wissen, auf welcher Ebene er sich befindet. Er kann sich auf das Ansehen der Bilder beschränken, die dem Thema im wörtlichen und übertragenen Sinne Gesichter geben, oder außer dem Haupttext tiefer gehende Texte in weißen Feldern lesen, die Kernsätze, Fragen oder auch Fallschilderungen enthalten. Einige wenige Beispiele (im braunen Teil): »Krankheit und Schmerz sind Phänomene, die wir uns gerne als etwas außerhalb von uns vorstellen. Dass der Schmerz oder eine Krankheit ein Teil von uns ist und fortan zu uns gehören könnte, bereitet große Mühe.« Und auf der Seite gegenüber: »Ohne jeglichen Halt und ohne Zuwendung haben wir Angst und fühlen uns hilflos. Es kommt nicht darauf an, dem Leben mehr Jahre zu geben, sondern den Jahren mehr Leben.« Die Bilder – Fotografien von Alan Meier – sind nicht so bunt, wie es unseren heutigen Sehgewohnheiten entspricht. Sie sind grundsätzlich in Duoton gehalten oder sparsam eingefärbt. Sie zeigen alte Gesichter, betroffene Menschen und Gesten der Helfer. Ein Bild zeigt eine alte Frau liegend auf dem Sofa und eine Pflegerin, die ihr die Hände sanft auf den nackten, mageren Bauch legt; auf dem Sofarand steht eine Katze.

Nach der Definition der WHO, die im Anhang zitiert wird, ist »Palliative Care« ein »Behandlungs- und Unterstützungskonzept, mit dem Ziel, die Lebensqualität von Patienten, die mit dem Problemen einer progredienten, unheilbaren Erkrankung konfrontiert sind, und deren Nächsten zu verbessern ...« Welch großer Reichtum an Erfahrung auf der einen, aber auch an (zeitig zu beginnender) Eigenverantwortung auf der anderen Seite dazu gehört, macht das Buch auf unaufdringliche Weise deutlich.

So ist dieses Buch vornehmlich auch als Appell gedacht, sich rechtzeitig mit der Möglichkeit einer solchen letzten Lebensphase zu befassen. Fünf Denkanregungen werden gegeben: Ganzheit und Versehrtheit liegen oft nur einen Augenblick auseinander. Könnte es sinnvoll sein, sich über sein eigenes Sterben Gedanken zu machen? Eigene Wünsche ernst nehmen. Leben mit radikaler Lebensveränderung. Umgang

mit Ressourcen, soziale Verantwortung. Die ganz konkreten Hinweise, wie man es angehen kann, geben die beiden Abschnitte zum »Anpacken«: Vorausschauen (Patientenverfügung, Vermächtnis usw.) und Suchen eines letzten Zuhauses (Fragenkatalog für die Suche nach einem Platz). Hinzu kommt der »Serviceteil« (der allerdings nur die Schweizer Verhältnisse widerspiegelt).

Palliativfürsorge, vom ursprünglichen Wortsinn her, heißt: für den Mantel vorsorgen – den letzten Mantel sich selber machen, die Endlichkeit des Lebens annehmen und den letzten Lebensabschnitt eigenverantwortlich gestalten.

Helge Mücke

Begleitung Sterbender

PETER SELG: **Sterben, Tod und geistiges Leben.** Die Kondolenzbriefe Ita Wegmans und das Todesverständnis der anthroposophischen Geisteswissenschaft. Verlag am Goetheanum, Dornach 2005. 128 Seiten, 14 EUR.

Kondolenzbriefe in Buchform sind sicherlich eine ungewöhnliche Lektüre, es sei denn, man muss selber schreiben und sucht entsprechende Vorlagen für dieses den meisten unangenehme Geschäft. Doch darum geht es hier nicht. Die von Peter Selg, dem Leiter des Ita Wegman-Archivs, ausgewählten Briefe zeugen von echter Geistesgegenwart in Momenten des Schwellenübergangs. In liebevoller Nüchternheit und immer auf die reale geistige Existenz des Menschen gerichtet, schreibt Ita Wegman, Ärztin und enge Mitarbeiterin Rudolf Steiners, an Hinterbliebene, seien es Ehepartner, Eltern oder Kinder wie auch enge Freunde – den Blick in die Zukunft gerichtet, doch das Hier und Jetzt der Betroffenen nie aus dem Auge verlierend. Dabei wird auch ihr unbedingter Heilungswille deutlich: Selbst in vermeintlich aussichtslosen Situationen kämpft sie bis zum Schluss um das Leben – denn es könnte ja aus der Kraft der sich geistig entwickelnden Individualität des Sterbenden heraus doch noch eine Wende eintreten.

Dreierlei zeigt diese kleine Schrift: Was heißt es, aus der Erfahrung des Geistigen durch die Anthroposophie das Sterben von Menschen zu begleiten? Entsprechend gibt der Herausgeber am Schluss des Buches eine kurze Darstellung des Todes und der unmittelbar nachtodlichen Entwicklung des Menschenwesens in den Schilderungen Rudolf Steiners. Gleichzeitig entsteht mittelbar ein prägnantes Bild der Persönlichkeit Ita Wegmans, ihrer Auffassung des Arztberufes, ihres Umgangs mit Menschen in existenziellen Situationen und ihres Verhältnisses zu Rudolf Steiner. Und, wenn man die Empfänger der Briefe mit einbezieht, auf die Peter Selg in seinen Erläuterungen zu den 21 Briefen eingeht, ergibt sich das Bild eines eigentümlichen, bis nach Amerika reichenden Schicksalsnetzes, wie es durch die Begleitung von Sterbenden und ihren Angehörigen durch Ita Wegman im Rahmen ihrer ärztlichen und therapeutischen Arbeit entstanden ist. Für alle war der von Rudolf Steiner mit Ita Wegman inaugurierte anthroposophisch-medizinische Impuls ein Kristallisationspunkt, der spürbar über die Schwelle des Todes hinausstrahlt.

Stephan Stockmar

Was erlebt die Seele nach dem Tod?

ARIE BOOGERT: **Der Weg der Seele nach dem Tod.** Unser Leben nach dem Leben. Verlag Urachhaus, Stuttgart 2005. 283 Seiten. 18,50 EUR.

Zu einem der zentralen Themen der anthroposophischen Geisteswissenschaft – dem Leben der Seele nach dem Tode – ist die sehr umfangreiche Arbeit von Arie Boogert, die bereits im Jahre 2000 in holländischer Sprache vorgelegt wurde, nun auch auf Deutsch erschienen. In ihr werden die beinahe unzähligen Mitteilungen zu dem Thema aus Rudolf Steiners Werk zusammengetragen und zu einem großen, umfassenden Gesamtgeschehen vereint. Nun ist es

nicht so, dass Steiner jeweils nur Teilaspekte dieses Lebens dargestellt hätte. Im Gegenteil: Zum Beispiel beschreibt er in der »Theosophie« (auf die sich Boogert sehr oft bezieht) in dem Kapitel »Die drei Welten« sehr ausführlich und exakt das nachtodliche Leben, allerdings aus einer bestimmten Sichtweise (so lässt er etwa die der planetarischen Sphären außer acht). Boogert, Priester der Christengemeinschaft in den USA, hat schon viele Sterbende begleitet, und man spürt beim Lesen, dass für ihn der Tod nichts Fremdes, sondern etwas sehr Vertrautes ist. Oft erzählt er, wie er beim Verstorbenen verweilte und dessen nun beginnendes, ganz anderes Leben zu erfühlen begann. Und tatsächlich lebt in dem Buch eine den Toten geweihte Stimmung, eine feierliche Stille, die seine besondere Qualität ausmacht.

Boogert schildert das »Leben nach dem Leben« in allen Einzelheiten, beginnend in der Sterbestunde: wie das »Lebenstableau« sich dem Verstorbenen eröffnet; wie der Mensch das »Kamaloka« erfährt; wie er seine verschiedenen Leiber allmählich ablegt; wie seine Seele die aufeinanderfolgenden »Seelenregionen« durchlebt; wie die jeweiligen »Geisterlande« durchwandert werden; wie die (geistige) Sonnen- und die Mondensphäre erlebt werden; wie Umstülpungsvorgänge, die Inneres und Äußeres – einem Handschuh ähnlich – in einer neuen Inkarnation umwenden werden, sich während des kosmischen Daseins vorbereiten. Er beschreibt die »Weltenmitternacht«, das Wirken der himmlischen Hierarchien an unserem unsterblichen Selbst und wie wir während des Aufenthaltes im Geistigen Einblick in unser Schicksal gewinnen. Er spricht vom Schlaf, dem »kleinen Bruder des Todes« und natürlich von der bedeutsamen, die Seelen führenden Wirksamkeit des Christus in all diesem Geschehen, wozu er viele Stellen aus dem Neuen Testament heranzieht. Das alles und noch viele weitere Aspekte ergeben ein so umfassendes Gesamtbild, machen das Buch so inhaltsreich, dass auch der mit der Thematik Vertraute Neues, bisher Unbekanntes erfahren wird. Und man wird auch gewahr: diese Dinge sind wirklich schwierig.

Bei alledem wird man bemerken, dass der Autor nicht systematisch vorgeht und den Weg vom Tod zu einer neuen Geburt nicht streng sukzessive beschreibt. Die zwölf Kapitel des Buches behandeln zwar im Wesentlichen den zeitlich fortschreitenden Gang der Seele durch die geistige Welt. Doch werden in ihnen Ansichten dieses Lebens aus unterschiedlichen Perspektiven entworfen.

Für seine grundsätzliche Vorgehensweise braucht der Autor das Vertrauen seines Lesers: Er übernimmt nämlich – sie freilich verinnerlichend – großzügig Steiners Begriffszusammenhänge und schildert die übersinnlichen Vorgänge nach dem so genannten Tod mit eigenen Worten. Als Quellen listet er in einem Anhang die für das betreffende Kapitel benutzten Vorträge und Kapitel der Schriften Steiners auf, aus denen er geschöpft hat, ohne einen jeweiligen Gedanken genauer zu belegen. Auch die zusätzlichen Fußnoten verweisen, was die meisten Steiner-Texte betrifft, nur ungefähr auf den betreffenden Fundort. Boogert zitiert aber auch Steiner nicht eigentlich, sondern benutzt nur bestimmte einzelne Ausdrücke von ihm; so z.B. die Formulierung »Inbindung«, die den Prozess bezeichnet, wie – anstatt einer »Auflösung« aus der Sicht des Irdischen – die Ätherwelt aus der Sicht des Geistigen den Lebensleib des Toten aufnimmt. Wer nun einen bestimmten Gedankenzusammenhang im Original nachlesen möchte, muss ihn dort ausfindig machen. Aber ist das überhaupt nötig, wo Boogert doch eine Gesamtschau des nachtodlichen Lebens gibt?

Meine Antwort darauf ist: Wer verfolgen will, wie Steiner die Begriffe sehr allmählich, aus elementarsten Anschauungen aufbaut, detailliert entwickelt, dabei stets innerhalb eines bestimmten Kontextes bleibt, in dem er niemals »alles« auf einmal sagt, kommt um ein Quellenstudium nicht herum. Insofern zeigt sich mir durch das Buch eine grundsätzliche Problematik der Arbeiten, die eine Rezeption von Steiners Erkenntnissen übersinnlicher Vorgänge ganz allgemein betrifft: Wie können diese Begriffszusammenhänge, für die uns die Wahrnehmungsseite fehlt, vor der Öffentlichkeit vertretbar verifiziert werden?

Boogert teilt in diesem Fall dem Leser eine Vielzahl von Erkenntnissen mit, ohne sie entwickelt zu haben. Wer über diese freie Art der Darstellung nicht stolpert, dem wird die faszinierende Reise, die wir alle eines Tages antreten werden, in einer grandiosen Erzählung nahe gebracht. Denn sicher ist auch, dass eine wissenschaftliche Darstellungsweise bei der enormen Anzahl von benutzten Textstellen den Lesefluss stören würde. Fazit: Das Buch ist eine großartige Arbeit, deren nahezu endlose Weite einen großen Atem erfordert; weil sie aber keinen methodischen Aufbau hat, durch den der Leser die Begriffsbildungen mitvollziehen könnte, ist sie m. E. (zumindest hierzulande) eher für den internen Gebrauch geeignet.

Daniel Hartmann

Das Vaterunser

JUDITH VON HALLE: **Das Vaterunser**. Das gesprochene Wort Gottes. Verlag am Goetheanum, Dornach 2006. 72 Seiten, 10 EUR.

Was stets dazu beitragen mag, Anthroposophie jung zu erhalten, ist das Ringen um die Frage, wie tief und essenziell sie im Christlichen verwurzelt ist. In derselben Zeit, da in anthroposophischen Publikationsorganen diskutiert wird, ob alles Christliche, das Rudolf Steiner in seiner Werkentfaltung positiv geltend machte, nicht nur als Mythologem zu werten ist, angeführt, um den »transchristlichen« Kern der modernen Geisteswissenschaft leichter vermitteln zu können, hat sich durch Judith von Halle ein Erfahrungsfeld eröffnet, in welchem das Christusbild als die wahre Mitte erscheint. Ihren Darstellungen zufolge auch als letzte Bezugsmittel alles Anthroposophischen.

Nach ihrer ersten Veröffentlichung über das Auferstehungsgeheimnis hat Judith von Halle eine weitere Schrift vorgelegt, hervorgegangen aus Vorträgen, die sie über das Vaterunser hielt und deren Nachschriften sie zusammenfassend bearbeitete. Die kleine Schrift ist der erste Band einer neuen Reihe mit dem Titel »Beiträge zum

Verständnis des Christus-Ereignisses«.

Wie dem ersten Buch legt die Autorin auch ihren Vaterunser-Betrachtungen zwei Erfahrungs- bzw. Erkenntnisquellen zugrunde. Zum einen die vor gut zwei Jahren erstmals eingetretenen Erfahrungen des direkten, sinnlich-seelisch-geistigen Miterlebens bestimmter Stationen des Christus-Geschehens vor zweitausend Jahren – als Zeitzeugin gleichsam. Diese Erfahrungen sind begleitet von den bleibenden leiblichen Veränderungen – vor allem der Stigmatisation, die sich an ihr in der Passionszeit vorletzten Jahres einstellte. Zum anderen bezieht sie sich auf ein eigenes Erkennen spiritueller Natur – über sinnengebundenes und intellektuelles Verstehen hinaus. Hier spricht sie von einer jeweiligen »möglichst genauen ›Übersetzung‹ desjenigen, was als Tatsache in der geistigen Welt vorhanden und wahrnehmbar« ist. D.h. es handelt sich für Judith von Halle um selbständige geistige Forschung.

Der Leser wird in der vorliegenden Betrachtung herangeführt an das Geschehen um den Christus Jesus und seine Jünger, wie es sich abspielte, als er ihnen die Wortoffenbarung des Vaterunsers zuteil werden ließ. Es war dies, von Halle zufolge, ein unmittelbares Sprechen Gottes (im Sprachgewand des Neuarāmäischen), das in den Jüngern eine neuartige Ich-Qualität erweckte, wie sie in allem vorherigen Menschheitswerden noch nie aufgetreten war. Die besondere Art des göttlichen Wirkens des Christus, die für sie in und an der Stiftung und Übergabe des Urgebetes der Christenheit an den vertrauten Menschenkreis erkennbar wird, konkretisiert sie in ihrer Ausarbeitung in mehrfacher Hinsicht.

So hebt sie einmal hervor, dass nicht nur während der Bergpredigt den Jüngern das Vaterunser gegeben wurde, sondern dass es – ein zweites Mal – insbesondere auch den nur vermeintlich weniger beachteten Frauen gegeben wurde. Ihrem Erleben nach geschah das in der Nacht von Gründonnerstag auf Karfreitag. Dies hängt wie auch das nächste Beispiel zutiefst mit der Ich-Anregung in den mit Christus Wandelnden zusammen – in den Männern und Frauen, die um ihn waren. Da geht es um den

Umstand, dass der Christus Jesus dieses Gebet an den göttlichen Vater nicht – in traditioneller Weise – singend vermittelte, sondern dass er es sprach. Dies bedeutete eine umwälzende Neuerung, wie sie für den Heutigen kaum nachvollziehbar ist. Die Autorin sucht diese in ihrer Bedeutung aber dennoch plausibel zu machen, indem sie dieses Sprechen von allem liturgisch Gepflogenen der alten Zeiten in wirklichkeitsnaher Schilderung absetzt.

Judith von Halle erzeugt in ihren Darstellungen eine große Nähe zu dem Moment der Stiftung des Vaterunsers. Jeder Leser wird individuell prüfend damit umgehen mögen. Ein weiteres Feld, das in dem schmalen Band eröffnet wird, ist das der geisteswissenschaftlichen Durchleuchtung dessen, was sich in jenem geschilderten Geschehen spirituell vollzog.

Dazu geht sie von Überlegungen zu den geistigen Strukturen aus, die dem Neuarāmäischen als der Sprache, die Jesus Christus sprach, zugrunde liegen. Sie verfolgt sie bis in die Zahlen- und Buchstabengesetzmäßigkeiten dieser dem Hebräischen verwandten Sprache hinein. Indem sie ihre Erkenntnisse, die die Strukturgeheimnisse des Herrengebetes selbst aufdecken, gedanklich und sprachlich ausdrückt, begegnen dem Leser kabbalistische Formen. Der Sefirotbaum bildet für Judith von Halle den Hintergrund, vor dem sie die sieben Bitten und die drei (bzw. vier) Elemente der so genannten Doxologie (Reich, Kraft, Herrlichkeit – Ewigkeit) des Vaterunsers transparent werden lässt für die geistigen Wirklichkeiten, die sich durch es aussprechen.

Sie knüpft damit an Rudolf Steiners esoterische Betrachtung über »Das Vaterunser« an, die sie in ihrer Art zugleich erweitert. Judith von Halle expliziert insbesondere das Verständnis, inwiefern das Vaterunser als überragende Offenbarung der göttlichen Trinität zu sehen ist. Gewiss bringt die Autorin neue Gesichtspunkte zur Vertiefung in das am weitesten verbreitete christliche Gebet. Es spricht sich in dem vorliegenden Band eine Spiritualität aus, die sich ganz dem geistig-moralischen Grundstrom verbunden fühlt, der dieses Gebet trägt. Der Leser mag in einen behutsamen inneren Dialog mit

ihren Ausführungen treten und ihre Stimmigkeit und Aussagekraft abwägen. Außer an dem Vaterunser selbst kann er sich dabei vor allem anderen an der Geisteswissenschaft Rudolf Steiners ausrichten. Damit verbindet sich die Hoffnung, dass auch der öffentliche Diskurs um Judith von Halle und ihre Mitteilungen in ähnlich behutsamer Art geführt werden kann.

Klaus J. Bracker

Das süße Leben

STEPHAN ALEXANDER VOGELSKAMP/ ROLAND GÜNTER: **Das süße Leben.** Reihe »Einmischen und Mitgestalten«, Band 1. Dt. Werkbund Nordrhein-Westfalen, Essen 2005. 182 Seiten, 19,80 EUR.

Niemand, der lediglich den Titel dieses Buches liest, wird darauf kommen, was es für ein Thema hat: Das Alter – die alten Menschen in unserer Gesellschaft. Das Buch enthält eine erfrischende, bisweilen polemische und oft geistreiche Auseinandersetzung mit den Klischees, die unsere Gesellschaft über das Alter produziert, dann gedankenlos nachplappert und – schlimmer noch – in wirtschafts- und sozialpolitische Maßnahmen umsetzt. Im Untertitel heißt es: »Der neue Blick auf das Alter und die Chancen schrumpfender Städte.«

Es ist locker und leicht geschrieben und eigentlich eine Sammlung von Aperçus. Auf dem breiten Seitenrand stehen Thesen, Zitate, Behauptungen, Überschriften; der Text daneben bringt die Auseinandersetzung in Form von Antworten, Widerlegungen, Statements, Anekdoten, Gesprächssequenzen, von Vorschlägen und Gedanken dazu. Dem Bilde – nicht dem Sinne des alten Cervantes – nach mutet es mich streckenweise an wie ein Kampf des gesunden Menschenverstandes gegen die sich heftig drehenden Windmühlenflügel der Phrasen eines öffentlich-politischen Diskurses, der immer neue Ideologien kreisen lässt, statt die Tatsachen des Lebens ruhig zu beobachten und vernünftige Konsequenzen daraus zu ziehen.

Ein solcher Duktus des Buches lässt keine inhaltliche Nacherzählung zu. Als Beispiel für

den Aufbau seien die ersten fünf Kapitel-Überschriften zitiert: »Bürger-Krieg: Diffamierungen gegen Argumente«, »Gefahren für die Gesellschaft«, »Die Lächerlichkeit der Statistiken«, »Die Gewalttätigkeit der Bilder«. »Wirtschaft: Ein Manager ohne Kopf ist ein Krüppel fürs Leben«. Aus letzterem Kapitel als Kostproben einige Gegenüberstellungen der genannten »Thesen« und »Texte«:

»Ein Manager ohne Kopf ist ein Krüppel fürs Leben. – Gibt es. Zahlreich. – Zusammenbruch: In Oberhausen brach in den 1980er Jahren die Montan-Industrie zusammen. Alle haben zugeschaut. Einige jammerten. Andere fluchten. Die dritten setzten sich ab, wenn sie dazu das Einkommen hatten – irgendwohin.

[These] Dann kamen die Beschimpfer.

– Meist von draußen, aus gemüthlicher Entfernung. In den Ministerien sagte man: »Das Ruhrgebiet will nur Subventionen.« Als Regierung hatten sie ja nichts anderes zu bieten – und keinerlei Phantasie, wie man auch sonst regieren könnte.

[These] Dann folgten die Beschwörer.

– Ganz schnell sollte aufgebaut werden – sofort Arbeitsplätze her; wer sie nicht unter dem Arm herantransportiert – natürlich niemand – wurde diffamiert. Es galt nur das Wunder. Das war eine elegante Ausrede für das eigene Nichts-Tun.

...

[These] Die Idiotie des Wachstums.

– Grotesk ist das System: Die meisten Investitionen werden nicht aus soliden Mitteln finanziert, sondern auf Pump. Dies bedeutet: hohe Abhängigkeit von Banken – und von hohen Zinsen. Die Investoren müssen nicht nur für sich selbst arbeiten, sondern auch für die Bank-Gewinne. Wenn etwas übrig bleiben soll, benötigen sie Wachstum. Außerdem gibt es da einige tausend selbsternannte »Börsengurus«, die sich Aktionäre und Analytiker nennen. Wie sie da an der Börse spekulieren, hat nicht das Mindeste mit der wirklichen Wirtschaft zu tun. Aus dem Bauch heraus, auf viel Geschwätz, vor allem Gerüchte hin, »beurteilen« sie tagtäglich die Lage und ihre jeweiligen Aktien. Aber sie

sitzen den Managern im Nacken und fordern ihnen ständig Wachstum ab ...

[These] Wachstums-Wahn.

– Die meisten Produktionen haben so gut wie kein Wachstum – aber sie erhalten sich und damit viele Arbeits-Plätze. Es gibt sie – und es wird sie noch lange geben. Wachstum ist ein Fetisch, der – so Karl Ganser – nur dazu führt, Wahn-Vorstellungen zu entwickeln, aber nicht mehr nachzudenken.«

In diesen Zitaten geht es um mehr als Wirtschaft, es geht um Lebensperspektiven. Unter dem Stichwort »Perspektive: Alt werden können«, heißt es an anderer Stelle: »Die Einsicht, dass es einer der größten Fortschritte der Menschheit ist: wunderbar, dass wir alt werden können. Und dies mit relativ wenig Sorgen. Darin zeigt sich einer der wirklichen Fortschritte der Menschheit. Zur Lebens-Verlängerung gehört auch, dass Menschen viel länger aktiv sein können. – Dieser Kern der Debatte wird geradezu tabuisiert ...«

Im Abschnitt »Sein Leben lang lernen lernen« findet man solche Sätze: »Die Welt lieben. Dann will man sie haben. Lust an der Welt. Daraus entsteht ein Rausch am Entdecken. – Im Alter muss man ebenso an sich arbeiten wie in anderen Zeiten. Das darf man nicht aufgeben. Dazu gehören: Affekt-Kontrolle. Ausgreifendes Denken. Die Lust am Schauen, Erleben, Verstehen, sich Integrieren durch Mitmachen. Wie einfallsreich kann man beisammen sein! Es gibt Vereine, Stiftungen, Treff-Orte. Dort wird gelernt – durch Mitmachen. Sich einbringen, so lange man das eben kann. Das geht sehr viel länger als man oft selbst glaubt. Jeder soll lernen, seine Lustlosigkeit, die einen zeitweilig überkommt (Jüngere wie Ältere), zu überwinden ...«

Zu »Nörgeln oder produktiv sein« heißt es: »Wie kann man Menschen (ältere ebenso wie jüngere) vom bloßen und langen Nörgeln abhalten? Indem wir ihre Fähigkeit herausfordern, über produktive Vorschläge nachzudenken. Produktive Vorschläge sind eine andere Weise der Kritik. Sie bauen auch die eigene Person auf. – Im Alter muss man aufpassen, dass man nicht bloß noch grantig ist. Damit straft man

eher sich selbst als die »anderen«, die nicht das gaben, was man erhoffte. – Sinn-Produktion soll in jedem Lebens-Alter geschehen – das ist gut für einen selbst und für andere. Wie kannst du für das Leben danken, das du lebst? Mit Sinn-Produktion ...«

Soweit einige Proben der Art, wie da gedacht und argumentiert wird. Das Buch ist aus dem Gespräch entstanden. Dazu heißt es im Vorspann: »Zwei Freunde arbeiten, kommen ins Gespräch – ein Discorso beginnt: Über den Wandel, der ansteht, die demographischen Veränderungen, die auf uns zukommen, zur Rolle des Alterns. Machen sich Notizen, sammeln Gedanken, verdichten diese zu einem Text. Reichern ihn an durch einige der wöchentlich erscheinenden Kolumnen im Feuilleton der Neuen Rhein-Zeitung, die der eine schreibt. – Voilà – ein Buch! Und eine weitere Einladung zum Gespräch ...«

Der »andere« ist Stephan Alexander Vogelskamp. Ich kenne ihn nicht. Er ist Diplom-Ökonom, als Berater für Politik, Verwaltung und Unternehmen tätig, publiziert zur Stadt- und Kulturentwicklung sowie zum Stadtmarketing. Den »einen« kenne ich wohl. Es ist Roland Günter, Professor für Kunst-, Kultur- und Baugeschichte, Schriftsteller; er berät viele Bürgerinitiativen, nachdem er selbst in den 60er Jahren bei der ersten großen »Abriss-Welle« im Ruhrgebiet auf die Barrikaden gegangen war und die älteste Arbeitersiedlung Eisenheim in Oberhausen vor dem Abriss bewahrt hat. Zu seinem Spezialgebiet entwickelte sich die »Industrie-Kultur«. Als Begriff klingt das reichlich akademisch.

Tatsächlich aber ist Roland Günter damit aber einer der großen Bewusstseins-Beweger. Er hat es erreicht – natürlich nicht allein, sondern im Verein mit anderen, zum Beispiel mit Karl Ganser, dem Leiter der IBA-Emscherpark 1989-1999 –, dem Ruhrgebiet, dem nach dem Wegbrechen der Montan-Industrie nicht nur eine wirtschaftliche, sondern vor allem eine mentale Depression drohte, ein neues Selbstbewusstsein zu geben. Das aber stützt sich auf die neue Wertschätzung und vor allem auf die Erhaltung und

Inszenierung der vorm Abriss bewahrten und umgenutzten Industrie-Denkmale. Dieses Bewusstsein hat sich heute längst von seinen Urhebern gelöst und schlägt sich in einem allgemeinen Mentalitätswandel der Bevölkerung, in kulturellen Aktivitäten (»Ruhrtriennale«) und natürlich auch in der touristischen »Vermarktung« des Ruhrgebiets nieder.

Roland Günter, nun selber einer der quicklebendigen und immer zu Neuem anstiftenden »Alten«, hat sich seine schöpferische Unruhe bewahrt, regt Bürgerinitiativen an, kämpft gegen Abriss und Kultur-Banausentum und – wie im vorliegenden Falle – für ein neues positives Bild vom Altern. Dabei interessiert ihn wie seinen Partner besonders die Rolle, die es in unseren »schrumpfenden« Städten spielen könnte.

Er selbst ist so etwas wie ein »Genie der Kommunikation« und versteht es, Menschen produktiv zusammenzuführen. Sicherlich steht ihm dabei manches Beispiel italienischer »Urbanität« vor Augen; denn er ist ein ausgezeichnete Italiener und engagiert sich im Kreise um Tonino Guerra, den bekannten Schriftsteller, Künstler und Drehbuchautor, der versucht, durch Kunst das soziale Leben und ganze herabgekommene Landschaften (das Marecchia-Tal bei Rimini) wiederzubeleben. Manches davon ist in Günters Lebenswelt, die »reanimierte« Bergmannsiedlung Eisenheim in Oberhausen eingeflossen, manches davon findet man als Beispiel und Vorschlag in dem hier besprochenen Buche wieder.

Auch beim Bildmaterial ist einiges aus seinem italienischen Archiv hereingenommen. Eine weitere Bereicherung des Büchleins sind die Aufnahmen, die der bekannte Fotograf Hilmar Pabel (1910-2000) beigesteuert hat. Auch Pabel war einer der produktiven »Alten«, als er diese Aufnahmen 1998 und 1999 gemacht hat.

Das Buch ist eher eine Broschüre, die man leicht und schnell liest, kein »seriöses« Buch im Sinne einer »fundierten deutschen Wertarbeit«; es wimmelt darin von Druckfehlern, und natürlich sind auch nicht alle Aphorismen und Aperçus Perlen oder goldene Dukaten. Aber es ist ein Buch, das um so mehr ernst genommen und gelesen werden sollte!

Es provoziert, unterhält, vor allem aber regt es auf den Gebieten zum Nachdenken an, auf denen heute die größten Defizite bestehen: Es versucht, im öffentlichen »Gerede«, im vielstimmigen Konzert veröffentlichter Meinungen dem gesunden Menschenverstand eine Bresche zu schlagen! Das ist mitunter sehr subjektiv. Aber es kommt immer darauf an, wer die »Subjekte« sind und ob sie Wesentliches zu sagen haben. »Objektives« im Sinne unfruchtbarer Gutachten, wissenschaftlicher Untersuchungen und sozialer Programme gibt es ja genug! Was wir brauchen, sind solche »Einmischer«, »Mitgestalter« und Bewegter, wie die hier vorgestellten Autoren es sind. In diesem Sinne wünsche ich dem Buch viele Leser! *Joachim von Königslöw*

Doppelnatur des Menschen

EWALD KOEPKE: **Die Heilung des Amfortas – Eine Aufgabe der Zukunft.** Verlag Freies Geistesleben. Stuttgart 2006. 119 Seiten, 18,50 EUR.

Untersucht der heutige Mensch, aus welchen Impulsen, aus welchem Quell die vielfältigen kulturellerneuernden Aktivitäten hervorgehen, die seit über 90 Jahren das Umfeld der anthroposophischen Bewegung befruchten, so kann er den Weg über die Geisteswissenschaft zu den neuen christlichen Mysterien des Grals finden. Nicht umsonst wird heute vermehrt daran erinnert, dass Rudolf Steiner die Anthroposophie als das wahre, zunächst noch verborgene Wissen vom heiligen Gral kennzeichnete.

Ewald Koepke, Autor dieses neuen Titels, war solchen Spuren bereits in seiner letzten Publikation, »Rudolf Steiner und das Gralsmysterium«, gefolgt. Dort lag das Augenmerk vor allem auf den Wegen und Irrwegen Parzivals, der nach Überwindung der abgründigen Krisis in der Verzweigung über seinen Gott der Gralsgemeinschaft neues Leben, neue Hoffnung brachte, als er dem Oheim Amfortas die erlösende Frage nach dessen Schicksal stellte.

Die aktuelle Arbeit liefert die notwendige Ergänzung zu der früheren Schrift. Denn Koepke hat sich den Hinweis Rudolf Steiners zu Herzen

genommen, dass der heutige Mensch, zumal als spiritueller Sucher, sich auf dem Weg zu den neuen Mysterien sowohl mit Parzival, dessen Leiden, Prüfungen und Erfüllungen er zu gewärtigen hat, als auch mit dem verwundeten Amfortas auseinandersetzen muss. Der Schüler der Mysterien darf sich hinsichtlich dieser seiner Doppelnatur keiner Illusion hingeben. Vielmehr muss er erst durch die »Verwundung des Amfortas« hindurchgehen, bevor er den Parzival in sich auffinden kann.

In dem schmalen Band entwickelt Koepke in großer Dichte und Konzentration einen Kranz der Sichtweisen, die es dem interessierten Leser schrittweise ermöglichen, jene Verwundung an sich selbst wiederzuerkennen.

Parzivals Weg, der ihn aus Tumbheit und Zweifel zur Saelde führt, welche er erreicht, indem er seine Mitleidskräfte zum selbstbewusst geführten Fragen steigert, ist der Weg der Entfaltung der Bewusstseinsseele – »Kultur der Frage«. Demgegenüber befindet Amfortas sich in einer Situation, die die Seelen-Dualität, die seelisch-geistige Zerrissenheit der gesamten Menschheit repräsentiert, in der zur Zeitenwende der Christusgeist inkarnierte, um jedem einzelnen Menschen Impuls und Kraft zur Überwindung und Heilung dieser Not zu verleihen.

Denn die seelisch-geistige Amfortas-Krankheit, die auch der Anblick des Grals allenfalls lindern, die dieser aber nicht heilen kann, ist die Todeskrankheit einer ganzen Welt, wie sie sich spiegelt in der Tod-verwandten Natur der Verstandes- und Gemütsseele und des neuzeitlichen Intellektualismus. Ist es doch diese Tod-verwandte Natur, die dem Menschen den freien, erkennenden Zutritt zu der Welt des Werdens, zu den Gesetzen des Lebendigen verwehrt.

Amfortas steht in seinem Leiden da, wo eine insgesamt Tod-verwandte, untergehende Welt, die Welt der alten väterlichen Schöpfung, des erlösenden Überganges harrt zur aufgehenden Welt des Werdens, zu der Jesus Christus im Mysterium von Golgatha den Grund gelegt hat, wirkend in dem heiligen Blut, das da auf die Erde rann. Parzival hingegen ist derjenige, der deshalb neuer Gralskönig werden konnte, weil er in einsamer Bewusstseinsseelenart durch er-

rungenes Mitgefühl den Egoismus im eigenen Blut so überwand, dass er sich in der Grals-einweihung mit der Essenz des geflossenen Blutes des Erlösers innerlich zutiefst verbinden konnte. So wurde er zum Repräsentanten aller Menschen, die durch Bewusstseinsseelenarbeit künftig immer kraftvoller werden beitragen können zum Werden jener neu aufgehenden Welt des Lebendigen, wo die Erde, wie Koepke es ausspricht, »ihr Ziel erreicht, wenn sie zum Stern des Mitgefühls geworden ist«.

Ewald Koepke hat in seiner neuen Arbeit wesentlich dazu beigetragen, aus dem Gesamtgefüge der Anthroposophie heraus Durchsichten freizulegen zu umfassenden Zukunftsaufgaben, wie sie sich aus dem ihr innewohnenden Mysterienimpuls heraus jedem ernsthaften spirituellen Sucher – auch in seiner Amfortas-Natur – stellen. Gerade in der Gedrängtheit seiner Schrift kann der Wille zur weiteren, individuellen Suche kraftvoll angesprochen werden.

Klaus J. Bracker

Menschenkunde für den Lehrer und Künstler

LOTHAR VOGEL: **Der Dreigliedrige Mensch.** Morphologische Grundlagen einer Allgemeinen Menschenkunde, 4. Auflage. Verlag am Goetheanum, Dornach 2005. 532 Seiten, 39 EUR.

Lothar Vogel (1917-1997) lebte im Anblick Goethes und der an ihn anschließenden Naturkundigen und Ärzte. Das hieß für ihn zugleich auch im Anblick des griechischen Menschentums, das das Wunderwerk des menschlichen Leibes zum Abbild der antiken Götter gemacht hatte und mit einer solchen Anthropologie die europäische Kultur begründet hatte.

Hineingeboren in ein evangelisches Pfarrhaus, das sich der Anthroposophie zuwandte, besuchte er die erste Waldorfschule in Stuttgart bis zur Verbotszeit, wo er noch die Gründerpersönlichkeiten als Lehrer hatte, allen voran Eugen Kolisko. Anschließend ging er aufs Eberhard-Ludwig-Gymnasium, wo er in die alten Sprachen eintauchte und das humanistische

Abitur machte. Danach wollte er Archäologie studieren, griff aber zur Medizin in Prag und Tübingen, um sich im beginnenden Zweiten Weltkrieg als Sanitäter einzusetzen und sich nicht zum Gebrauch der Waffe gezwungen zu sehen. Nach dem Kriege ging er als Arzt zuerst in die Heilpädagogik und dann in den geliebten Beruf als Lehrer und Schularzt an die Waldorfschulen in Wuppertal (1949-1961) und Ulm (1962-1975). Doch auch der Heilpädagogik gab er weiterhin wesentliche Impulse, z.B. zu deren Gründungen im Wuppertaler Raum. Nicht minder engagierte er sich energisch für die Neuordnung der Gesellschaftsstrukturen im Sinne Silvio Gesells und Rudolf Steiners bis zuletzt.

Hier soll nun auf sein Hauptwerk hingewiesen werden: »Der Dreigliedrige Mensch. Morphologische Grundlagen einer Allgemeinen Menschenkunde«. Es war auf Bitten von Hermann Poppelbaum niedergeschrieben worden und erstmals 1967 erschienen, dann jeweils erweitert 1979, 1992 und nun 2005 in vierter Auflage. Die neuen Bearbeiter schreiben im Vorwort:

»Man mag manche Formulierung unzeitgemäß finden, manche Idee nicht genügend auf den Boden gestellt, die Darstellung von Fakten zeitweise gewöhnungsbedürftig. Unwägbarkeiten sind vielleicht gar nicht zu vermeiden, wenn dergestalt ein Perspektivenwechsel vollzogen wird. Es kostet einige Zeit, sich in den Text einzuarbeiten. Lässt man sich allerdings auf die Gedanken ein, dann ist es ein Buch, das Erkenntniskräfte in Gang setzt.«

Der Perspektivenwechsel besteht darin, dass, bei allem Interesse an der Vielschichtigkeit des Menschen, im Zentrum des Blickfeldes gerade nicht das liegt, was dem Zeitgenossen am leichtesten zugänglich ist: die objektiven Fakten und die subjektiven Anmutungen und Beurteilungen derselben. Vielmehr steht im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit dasjenige, was diese zwei Welten des kartesischen Dualismus existentiell verbindet: das Lebendig-Ätherische, das über der Subjekt/Objekt-Kluft steht und eben dadurch beides verbinden kann. So besteht ein großer Teil der Diktion dieses Buches darin, die naturwissenschaftlichen Gegebenheiten und die kulturellen Möglichkeiten

des Menschen sich im Wechselspiel gegenseitig beleuchten zu lassen.

Dafür gibt es bis heute keine Sprachkonventionen, und so formuliert der Autor unbekümmert, ja unverblümt seinen eigenen Versuch, dafür einen den Lebensvorgängen sich annähernden Sprachstil zu finden. Vieles fasst er in Anführungszeichen, für vieles greift er zu den schlaglichtartigen Aperçus der großen Geister mit ähnlichem Anliegen, vieles ist aus den antiken und christlichen Schätzen gehobene Spracharchäologie. All das leitet den Leser an, die üblichen Grenzziehungen zu übersteigen. Reiche Bildung erfährt er daraus, auch reiche naturwissenschaftliche Bildung in der menschlichen Anatomie und Physiologie. Wenige Sätze seien kennzeichnend herausgegriffen:

»Lymph, kann man sagen, ist *in uns die* Pflanze, das Ernährende und Wachsende, aber verglichen mit der Pflanze unserer Umwelt sind wir in unserer Lymph »pflanzlicher als die Pflanze«. – »Das Blut vereinigt in sich die Kräfte aller Wesensglieder des Menschen: Im Flüssigsein von Lymph, Serum und Plasma wirkt der ätherische Leib; im Bluteiweiß (Albumine und Globuline), in der Gerinnungsfähigkeit, in der Blutatemfunktion und in der geformten systolischen Bewegung greift der astralische Leib ein; in der Blutwärme, im Blutfarbstoff und im Blutzucker das Ich.«

An die zehn Kapitel des Buches schließt sich als letztes eine kurzgefasste Charakterisierung des menschenkundlichen Lehrplanes der Waldorfschule an. Der Waldorflehrer sollte diese zuerst lesen. Ist doch das ganze Buch aus der inneren Vorbereitung auf die Anthropologie-Epochen und aus ihrer Unterrichtspraxis in den Oberstufenklassen hervorgegangen.

Lothar Vogel war Arzt, Heilpädagoge, Lehrer und Sozialforscher gewesen, aber das pädagogische Charisma überwog. Im Unterrichten der Anthropologie, Zellenlehre, Botanik, Zoologie, Chemie, Mineralogie, Geografie, Wirtschafts- und Sozialkunde stand vor den Oberstufenschülern ein Vollblut-Pädagoge mit – das muss man zuerst nennen – goldenem Humor, dann unverbesserlicher Unbürgerlichkeit, voller Sachbegeisterung und lauterem moralischen

Empfinden. Die Hirtenrolle im Weihnachtsspiel war ihm auf den Leib geschrieben. Nicht organisiert und dadurch unpräzise und somit umso mehr direkt wirksam, hatte jede Unterrichtsstunde von ihm therapeutische Wirkung. Was sich Rudolf Steiner von jeder Eurythmie-Stunde wünschte, nämlich dass der Schüler gesünder heraus- als hereinkommt, war bei Lothar Vogel sogar in den naturwissenschaftlichen Epochen möglich. Davon gibt das Buch einen reichhaltigen Abglanz. Möge sein Anliegen daraus weiterwirken. *Wolfgang Schad*

Engel sind nicht süß

CHRISTIANE VON KÖNIGSLÖW: **Der Engel – das bin ich ...** Die Spiritualität unserer Kinder im Spiegel ihrer Bilder und Aussprüche. Geleitwort von Johannes Stüttgen. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2006. 144 Seiten, 19,90 EUR.

Kinder sind der Welt näher als Erwachsene, auch der geistigen Welt. Das Buch von Christiane von Königslöw belegt dies: für die Beziehung der Kinder zu geistigen Wesen, zur Sonne, zu Gott, zur Natur. Die Autorin, Begründerin und langjährige Leiterin eines Kindergartens, hat umfangreiches Bildmaterial und Aussagen von Kindern gesammelt – und die Kinderbilder selbst fotografiert, in ansprechender, in dem Bildband gut präsentierter Weise. Der Eindruck der Bilder ist eines der Vorzüge des Buches; man bemerkt, dass die Autorin professionelle Fotografin war. Ein Motiv durchzieht die Darstellung und Bildpräsentation: Rudolf Steiners in unterschiedlichen Formulierungen überlieferten Aussagen, dass Kinder heute ihre Erdenexistenz als in der geistigen Welt belehrte Wesen antreten, also vom Pädagogen nicht mehr belehrt werden brauchen – dass ihre Weisheit nur wachgerufen werden muss. Dazu ist es für die Erwachsenen aber notwendig zu lernen, was in den Kindern lebt. Dies bedeutet auch, den Anschluss an die eigene Kindheit und das entsprechende Lebensgefühl zu finden, um dadurch die innere Sprache der Kinder seelisch-geistig wahrnehmen zu können. Ein solches

»Hellhörigwerden aber heißt: den Kindern zuhören«, schreibt im Geleitwort Johannes Stüttgen. Die Autorin selbst beschreibt ihr Anliegen im Vorwort deutlich: »Das Kind hängt noch unmittelbar mit seinem Engel zusammen, und wir sollten uns anstrengen, das zu erkennen und uns dafür zu öffnen.«

In diesem Sinne versteht sich das Buch auch als ein pädagogisch-künstlerischer Wegweiser für einen Umgang mit Kindern, der ihre »Weisheit«, ihr »Wissen«, ihr »Eigenleben« bemerkt und Pädagogik nicht als eine erzieherische Mischform aus Information, Programmierung und Lernstoff versteht – ein Fanal gegen das kognitive Missverständnis des Menschen und die Reduzierung der Kindheit auf eine Phase der ersten Erlangung von Berufsfähigkeit.

»Helena: Engel sind nicht süß. Anselm: Engel sind schön. Gregor: Die Engel sind auch stark. Anselm: Engel können die Welt auf einem Finger tragen. Helena: Wenn man die Engel verscheucht, gibt es Unglück«. Die gemalten Bilder der Kinder entsprechen diesen Aussagen, können hier aber leider nicht wiedergegeben werden. Angesichts dieser Fülle von bildlichen und mündlichen Darstellungen könnte die Vermutung aufkommen, die Autorin hätte die Kinder zu solchen Äußerungen regelrecht angeleitet, also den Umgang mit Engeln, Gott und Sonne unterstützt oder gar systematisch betrieben. Aber dagegen macht sie geltend: »Das Gegenteil ist der Fall: seitdem die Kinder solche Aussprüche tun und solche Bilder malen, unterlasse ich jede Einflussnahme (bis auf die praktischen Hilfestellung), beschäftige mich aber mit diesen Themen, um ihnen nahe zu sein, um zu verstehen, was da aus ihrem innersten Erleben zutage kommt, und um sie darin auch zu bestärken«.

An manchen Stellen könnte man sich allerdings eine etwas exaktere Durcharbeitung des Begleittextes wünschen, auch eine gewisse Ordnung der überaus zahlreichen und immer wieder angeführten Aussagen und Gespräche der Kinder. Denn sicherlich gäbe es auch aus Erwachsenenperspektive über Engel mehr zu sagen, als dass sie »Geistwesen, ... Mittler zwischen Gott und der göttlichen Welt und dem Menschen,

zwischen dem Himmel und der irdischen Welt« sind. Und auch die Aussage »noch bis in die Zeit der alten Griechen hinein sah man in den Planeten am Himmel die äußeren sichtbaren Hüllen für geistige Wesenheiten« ist ungenau: das christliche Mittelalter kannte noch viel später wissenschaftliche Abhandlungen über Planetengeister.

Das Buch vollzieht in Aufbau und Inhalt eine Bewegung von oben nach unten, vom Himmel, über Gott und die Engel, die Sonne, das Herz, die Farben, die Sterne bishin zum Kreuz und in die Natur hinein. Im Zuge dieser Bewegung haben die Kinder nicht nur auf der Erde von der geistigen Welt zu künden, sondern sie können auch von der Erde aus an die geistigen Wesen (in diesem Fall an den Nikolaus) die Botschaft senden: Du musst wissen, die Erde ist schön«. Aufschlussreich ist auch die Perspektive auf die Seelenexistenz der Tiere: Wenn ein Jäger ein Tier abschießt, dann ist es nicht tot – sondern sie träumen

Man möchte dem Buch eine kräftige Wirkung (auch auf die nicht-anthroposophische) pädagogische Kultur wünschen. Christiane von Königslöw fasst am Ende ihre zentrale Intention durch einen Satz Rudolf Steiners zusammen: »Nur wenn das Kind unser Erzieher wird, indem es Botschaften aus der geistigen Welt herunterbringt, wird es sich bereithalten, die Botschaften, die wir aus dem Erdenleben entgegenbringen, aufzunehmen«. Das Buch legt Zeugnis ab von der Durchdringung geistiger und irdischer Wirklichkeit, wie sie in der Kinderseele lebt, und es wird eindringlich klar, dass der Erwachsene heute an dieses Erleben der Kindheit anschließen muss, wenn er mit dem Himmel nicht auch die Menschwürdigkeit der Erde verlieren will. *Wolf-Ulrich Klünker*

Beppe Assenza

KLAUS HARTMANN/ GREET HELSEN-DURRER: **Beppe Assenza**. Ein Leben für die Malerei und Anthroposophie. Gideon Spicker Verlag, Dornach 2005. 304 Seiten, 59 EUR.

Bisher gab es von dem großen Maler und Anthroposophen Beppe Assenza (1905-1985) nur die unter der Mitwirkung Herbert Witzensmanns entstandene Werkmonographie von 1978, die eine knappe Lebensskizze und den farbigen Druck einiger Werke aus der Zeit von 1968 bis 1977 in Dornach enthielt. Jetzt liegt eine umfassende Biografie vor, die großzügig mit Beispielen aus allen Schaffensphasen illustriert ist. Fast 500 Abbildungen, die allermeisten hochwertige Farbdrucke, neben mehr als 70 Fotos von Assenza, seiner Familie und Freunden, schmücken den großformatigen Band, der sich schon durch seine äußere Erscheinungsform empfiehlt. Und es entsteht ein kompetent und liebevoll gemaltes Bild der Person, des Künstlers und deren beider Schicksale, das vermutlich die wenigsten kennen werden.

Klaus Hartmann vom Novalis-Hochschulverein in Kamp-Lintfort hat den Text im Austausch mit der Assenza-Schülerin Greet Helsen-Durrer (jetzt Dozentin an der Assenza-Malschule in Münchenstein) geschrieben. Ein reichhaltiges Gewebe, in dem verschiedene Erzählstränge miteinander verwoben sind, ist das Ergebnis. Assenzas äußerer und innerer Lebensweg erscheinen in engster Verwobenheit mit seiner Entwicklung als Maler. Die Biografie dieses Menschen, der durch und durch Maler war, nimmt Gestalt an vor dem Hintergrund der Geschichte des 20. Jahrhunderts im Allgemeinen und der Kunst- und Kulturgeschichte Europas und der anthroposophischen Bewegung im Besonderen, ohne dass der Leser von Bildungsballast erdrückt wird. Einzelne Erzählstränge werden gelegentlich hervorgehoben und zusammengefasst. Eine weitere Hilfe, den Überblick zu behalten, ist in der Zeittafel im Anhang gegeben, die ebenfalls mit (kleinformatigen) Werkbeispielen bestückt ist.

Die Lebens- und Werkgeschichte ist in drei große Kapitel gegliedert:

- die Kinder- und Jugendzeit in Sizilien, die Wanderjahre mit dem frühen künstlerischen Schaffen (das manchen überraschen dürfte!),
- die Zeit in Rom (1937-1957), in der der schon renommierte Maler beginnt, Rudolf Steiners Anregungen aufzugreifen und damit beschei-

dene neue Keime legt,

- die vier Jahrsiebt in Dornach, die als seine eigentliche Reifezeit betrachtet werden müssen, in der er seine verschiedenen Entwicklungsimpulse integrieren und steigern und den nächsten Generationen weiterreichen kann. (Es findet sich eine Liste seiner Schüler mit Herkunftsland in dem Band.)

Dabei fordert die Vergeistigung seines Werkes auch Verzicht, für die er nicht nur Verständnis findet. Es ist faszinierend, zu sehen, wie ein genuiner Maler, der ein großes Können mitbringt, voll und ganz in den Kunstimpulsen seiner Zeit lebt und öffentliche Anerkennung findet, sich mit der Anthroposophie verbindet, sich verwandelt und mutig die Konsequenzen zieht. Man fragt sich, ob dies in anthroposophischen Kreisen bereits genügend gewürdigt wurde oder wird. In einer Zeit, in der damalige Konflikte abgeklungen sein dürften und den Blick für das malerische Werk als solches nicht mehr verstellen müssen, kann das Buch genügend Anlass dazu geben.

In einem vierten Kapitel – zum malerischen Schulungsweg – ermöglicht Greet Helsen-Durrer schließlich noch einen Blick hinter die Kulisse der Bild-Entstehung. Eine Auswahl von 22 Skizzen aus den Skizzenbüchern der Dornacher Zeit (32 Bücher, die je bis zu 60 Skizzen enthalten!) bildet den Auftakt zu einer noch ausstehenden Veröffentlichung zum Werk der Skizzen und der Malmethode. In den vorangegangenen beiden Kapiteln waren bereits Aufsätze von Assenza selbst abgedruckt. Das vierte Kapitel ist für den Laien einigermaßen anspruchsvoll: Ein Vorverständnis elementarer Aspekte von Goethes und Steiners Farbenlehre wäre hier hilfreich. Aber das fehlende Verständnis könnte auch zum Anlass genommen werden, eine Bildungslücke zu schließen. Ohnehin weckt (oder verstärkt) der ästhetisch reizvolle Band die Lust am Erleben von Licht und Farbe und am Betrachten von Malerei. Er lädt immer wieder zum Blättern und Verweilen ein. Und dann erinnert man sich, dass im Text gelegentlich Kommentare zu bestimmten Bildern enthalten sind, die wie Augenöffner wirken. Sodass man keineswegs behaupten könnte, das

Buch sei nur für Fachleute geschrieben. Sicher können die noch mehr herausholen als ein Laie, aber dieser erfährt über den naiven Genuss hinaus eine Erweiterung seiner Fähigkeit der Kunstbetrachtung.

Dass keine Kosten und kein Aufwand gespart wurden zur Herstellung dieses Bandes stimmt dankbar. Es bleibt zu hoffen, dass sich viele Käufer finden lassen, die das honorieren. Es wäre wünschenswert, wenn die Autoren weitere, im Zusammenhang mit dem Werk Assenzas ins Auge gefasste Ziele verwirklichen.

Rudy Vandercruyse

Flammendes Vermächtnis

JOSEPH BEUYS: **Mein Dank an Lehbruck**. Eine Rede. Hg. von Lothar Schirmer. Nachwort von Eugen Blume. Verlag Schirmer/Mosel, München 2006. 73 Seiten, 14,80 EUR.

Zum 20. Todestag von Joseph Beuys ist eine kleine bibliophile Kostbarkeit erschienen: »Joseph Beuys: Mein Dank an Lehbruck«. Beuys hielt diese Rede als Dank für die Verleihung des Wilhelm Lehbruck Preises der Stadt Duisburg, am 12. Januar 1986, elf Tage vor seinem Tod. So wurde dieser wichtige Künstlertext auch zu einem persönlichen Vermächtnis des Künstlers. Der Band enthält die Rede in wortwörtlicher Transkription und einem dem Redefluss folgendem Zeilenfall. Die Atemzäsuren gliedern also den Text, so dass die Idee, das gesprochene Wort im Druck wiederzugeben, zu einer poetischen Sprachplastik führt.

Beuys nennt in dieser Dankesrede Wilhelm Lehbruck seinen eigentlichen Lehrer. Die Begegnung mit seinem Werk löste in dem damals 17jährigen Beuys eine Art Initialzündung aus. Dabei war es zunächst »nur« eine Abbildung aus einem Ausstellungskatalog, die er sah. Hierin aber stieß ihm ursprünglich jenes Erleben zu, das später zum »Erweiterten Kunstbegriff« und zur »Sozialen Plastik« führen sollte.

*»Und in dem Bild sah ich eine Fackel,
sah ich eine Flamme,*

*und ich hörte: ›Schütze die Flamme!‹
Dieses Erlebnis,
das mich durch den Krieg hindurch begleitet
hat,
hat nach dem Kriege dazu geführt,
dass ich mich mit der Bildhauerei,
mit der Plastik auseinandergesetzt habe.«*

Wilhelm Lehmbruck (1881-1919), der an der Düsseldorfer Kunstakademie studierte, ging 1910 nach Paris, wo er als Künstler seinen Durchbruch hatte. Seine Figuren sind filigrane Torsi aus Bronze, Steinguss oder Ton, in denen die unerhörte Bewegung ihres Kniens, Fallens Emporsteigens und die ganze Körperskulptur mit dem Selbstbewusstsein korrespondiert, das durch sie zum Ausdruck gebracht wird. Darin sah Beuys eine Steigerung des Skulpturellen, dass also nicht wie bei Rodin der denkende Mensch, sondern das Denken selbst dargestellt wird.

*›Denn das außergewöhnliche im Werke Wilhelm Lehmbrucks
rührt eine Schwellensituation des plastischen Begriffes an. (...)
Das heißt, seine Skulpturen
sind eigentlich gar nicht visuell zu erfassen.
man kann sie nur erfassen
mit einer Intuition,
die einem ganz andere Sinnesorgane,
ihr intuitives Tor offen machen,
und das ist vor allen Dingen das Hörende –
das Hörende,
das Sinnende,
das Wollende,
das heißt, es sind Kategorien in seiner Skulptur
vorhanden,
die niemals da vorher vorhanden waren.«*

Im Folgenden beschreibt Beuys, wie er im Anschluss an dieses Hörende in den Plastiken Lehmbrucks selber an ein zukünftiges Gestalten zu denken begann, »das nicht nur physisches Material ergreift, sondern seelisches Material ergreifen kann.« Beuys würdigt in seiner Rede die Zeittragik der Epoche, in der Lehmbruck gelebt hat. Der Künstler musste Paris bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges verlassen. In tie-

fen Selbstzweifeln und Depressionen befangen, nahm er sich 1919 das Leben. Kurz vor seinem Tod unterzeichnete Wilhelm Lehmbruck jedoch noch den damaligen Aufruf Rudolf Steiners zur Sozialen Dreigliederung. »An das deutsche Volk und die Kulturwelt«. Wiederum findet Beuys dieses Dokument zufällig in einem verstaubten Bücherschrank, nachdem er selbst sich lange schon mit diesem Impuls beschäftigt hat und so erlebt er dies als verstärkte Botschaft des Zukünftigen.

*›Ich will sagen,
es kommt nach den Prinzipien, die Wilhelm Lehmbruck
auf den allerhöchsten Gipfel
der Entwicklung der Plastik in der Moderne ge-
trieben hat,
eine Zeit,
in der der Zeit-, der Wärmebegriff
den Raumbegriff erweitert.
In diesem Weitergeben des plastischen Prinzipes
an einen Impuls,
der den Wärme-, den Zeitcharakter
als plastisches Prinzip für alles Weitere
zur Umgestaltung des sozialen Ganzen nimmt,
womit wir also alle gemeint sind,
da hat Lehmbruck die Flamme an uns weiter-
gegeben.«*

Am Ende seiner Rede steht allerdings eine Warnung, die man nicht überhören sollte – eine zweifache. Auf der einen Seite eine regelrechte Prophetie: »Das heißt, Plastik ist ein Begriff der Zukunft schlechthin, und wehe denjenigen Konzeptionen, denen dieser Begriff nicht zu eigen ist.« Auf der anderen Seite verwahrt Beuys sich entschieden dagegen, dass die großen geistig-künstlerischen Konzepte mit allerhand Soziologie und Wissenschaftstheorie in einen Topf geworfen und so nivelliert würden.

*›Ich möchte also mich auf die Seite stellen,
auf der Wilhelm Lehmbruck
gelebt hat und gestorben ist
und wo er jeden einzelnen Menschen
versehen hat mit dieser inneren Botschaft:
›Schütze die Flamme.
Denn schützt man die Flamme nicht,*

*ach eh man`s erachtet,
löscht leicht der Wind das Licht,
das er entfachte.
Brich dann Du
ganz erbärmlich Herz,
stumm vor Schmerz.«
Ich möchte dem Werk von Wilhelm Lehmbrock
seine Tragik nicht nehmen.«*

Das Wahrnehmen dieser Tragik gehört vielleicht zum Schutz der Flamme. Der Originaltext von Pietro Antonio Metastasio (1698-1782) ist im Anhang nebst anderen Dokumenten aus Beuys' und Lehmbrocks Nachlass abgedruckt. Das Bändchen aber ist eine Fundgrube der Zukunft. Den Schlüssel dazu trägt jeder Leser im Herzen.
Ute Hallaschka

entnommen sind. Offenbar war alle Findigkeit der Herausgeber nötig, an Hand des sehr genau gelesenen Textes die Einfälle zu gewinnen, wo man nach Sachinformationen suchen könne, um Stifters scheinbar so glatten Text gleichsam aufzurauen und dadurch auch einem alten Freund des Dichters wieder interessant zu machen. Aber auch als bibliophiles Geschenk taugt das Buch bestens.
Frank Hörtreiter

Stifter – einmal heiter

ADALBERT STIFTER: **Der Waldsteig**. Erzählung. Illustriert mit Bild und Wort von Sonja Poll und Helmut Stabe. Mitteldeutscher Verlag, Halle 2005. 85 Seiten, 20 EUR.

Von Adalbert Stifter gibt es nicht viele heitere Texte. Unter den Erzählungen bietet »Der Waldsteig« (neben den »Nachkommenschaften«) solch eine vergnügliche Seltenheit. Da verkriecht sich ein reicher Sonderling immer mehr in seine eigenen Befindlichkeiten. Es bedarf eines ebenso skurrilen Arztes, um ihn in einen Kurort zu schicken, in dem der Hypochonder ein einfaches, strahlend schönes Bauernmädchen gewinnt. Das ist schon die ganze Handlung, und die eigentliche Kunst liegt in Stifters Fähigkeit, mit ein paar Naturbeschreibungen die Geheimnisse einer sich allmählich befreienden Seele ahnen zu lassen.

Nun haben sich zwei junge Buchkünstler der Burg Giebichenstein darangesetzt, den Text der Dichtung mit üppigen Randerklärungen und Illustrationen zu versehen. Die moderne Schrifttype, locker und edel gesetzt, kontrastiert mit den grotesk altmodischen Erklärungen und vor allem den Bildern, die Reiseführern, ärztlichen Lehrbüchern oder Handwerkerfibeln